Der Friedhof der stählernen Särge.

Der Ausklang eines Lebens und einer Spanne Geschichte.

Scapa Flow, an Bord von S. „Hindenburg".

Auf Deinen Brief habe ich Dir noch nicht geantwortet. Mußt halt wissen, daß allmählich die Stunden immer seltener werden, in denen man zur Mitteilsamkeit und zum Schreiben aufgelegt ist. Wenn ich Dir sage, daß keiner von uns allen seit nun sechs Monden auch nur einmal den Fuß an Land setzen durfte, bist Du im Bild: geistige Oede und Ebbe — Gefangenendasein halt. Sonst rein materiell läßt sich's tragen; Proviant kommt alle vierzehn Tage aus Deutschland mit recht verstümmelten Nachrichten politischer Art in Gestalt uralter Zeitungen, die uns über die Geburtswehen des „neuen" Deutschland so ungefähr auf dem laufenden halten.

Du willst von uns hier hören. Die Druckpumpe der Einsamkeit preßt uns Hirn und Herz aus. Anmerkung übrigens: wir dürfen hier das Wasser nur destilliert trinken. So wird das Dasein auch von der Seite matter als Limonade. — Und doch durchwühlen es Stürme des brennenden Bewußtseins von Schande und Feigheit. —

Ich will versuchen, Schlag zu halten. Kalt war's im ganzen Winter hier nicht besonders. Dafür sorgt der Golfstrom anerkennenswerterweise. Aber unwirtlich ist's. Oed und kahl stehen die Felsen der drei Inseln im Rund, die dieses Becken bilden. Hog und Cava namentlich tragen kaum Busch oder Baum. Spärliches Gras nur, Flechten und Moose wirken einen matten Schimmer ins Grau des Gesteins. Vereinzelt grasen Schafe an den dürren Hängen. Einzig auf Mainland legen bebaute Felder ihr lebendiges Grün ins Grau. Wandernder Wolken Weiße, öfter aber noch ihr stumpfer Schieferton spiegelt sich tagaus tagein in den stillen Wassern von Scapa Flow. Wild und unvermutet einsetzende Stürme zwingen uns zwar immer zu Vorsichtsmaßregeln, daß keins unserer Schiffe abtreibt und auf Grund gerät. Ueberhaupt: zu tun gibt's schon. Die von Kriegs- und Vorpostenfahrten überangestrengten Kessel und Maschinen wollen peinliche Pflege, um einigermaßen gebrauchsfähig zu bleiben. Dabei lecken die Kondensatorrohre wie Fischreusen, und doch müssen die meisten Schiffe unter Dampf gehalten werden. Es ist ein ständiges Ringen gegen allmählichen Zerfall.

Es wird getan. Unermüdlich. Nur selten machen die Matrosenräte Schwierigkeiten. Wir Maate lassen uns von ihnen, nachdem es einmal leider Gottes geschehen, nicht mehr imponieren. Dazu sitzt in uns zu tief das Gefühl der Schande und der Schuld. Ich schrieb: die Arbeit wird getan. Doch dünkt sie mich fruchtlos. Ein Narr, der hier etwas anderes sieht, als einen Friedhof stählerner Särge. Und jeder von ihnen umschließt zu seinem Teil erstorbene deutsche Kraft, verratene deutsche Ehre. Siehst Du, das sind die Gewalten, die immer wieder nach heuchlerisch krankhafter Stille Herz und Hirn durchpeitschen. Da liegen all unsere stolzen Schiffe, die selbst der Neid des Gegners ...n bestaunt, türmen sich wie Recken ...s der Flut, kraftvoll und wuchtig ne...n dem alten „Victorious", der neben ...nen wie ein halber Leichnam wirkt. ...d der ist der Wächter über unsere er...rrte Kraft; er und seine Meute von ...stö...n und Kleinen Kreuzern, die ... zu ihren Wachdienst tun. Das ... nun Tag um Tag und bietest ...orgen neu Dein Herz der furcht...erkenntnis: die Kraft und das ...as in all diesen stählernen Bur... wogte — wir haben's erdros...s den Burgen des Stolzes Särge ...e gemacht.

...Kartengruß von Dir: „Ich hasse ...rine jetzt!" Verflucht erbaulich, ...u mir da schreibst. Und doch ...tig: Tat allerdings bleibt Tat, ...uch bleibt Fluch. Junge, glaub' ...r, den Fluch, den fühl' ich für ...ganzes Leben auf mir lasten, ...icht persönlich, aber doch gleich ... er mich trifft mit allen Kame...ob schuldlos oder schuldbehaftet ...i eins, der Fluch trifft mit der ... uns alle. Zwar gibt es ja auch ...nug, die der Marine huldigen ob ...Schurkenstreichs. Die Geschichte ...as Urteil fällen über sie: fluch...e Tat war's, Vaterlandsverrat, ...t dem roten Lappen unsere Ehre ...cht und Deutschland vollends in ...rund gestoßen hat.

...anze Schmach des Friedens, den ...chen Entwurf des Feindes ver... wir diesen politischen Verbre... Durch ihre Schuld sollen wir ...trichen werden aus der Geschichte ...ächsten hundert Jahre, entmannt, ...ot werden. Und die Marine war ...agen, der dem deutschen Siegfried ...peer meuchlings ins Herz gestoßen

... hast mir da in Deinem letzten ... erzählt von dem tapferen Mädel, ...m Eisenbahnabteil dem rüden Fle...on Matrosen, der sie „auch so ein ...ein" zu nennen sich erfrechte, den ... schloß mit dem bitteren Wort: ...r Schwein als Matrose!" Ich ...e Dir auch, daß viele so denken. ... etwa zuerst wegen des Auftretens ...er Verbrecher in Matrosenkleidung ...nd des Wirrwarrs im Winter, ...n seit dem Verrat von Kiel. Ge...er tüchtigste Teil des Volkes denkt ...tlich wie die Tausende, die sich ...durch den Revolutionsbazillus ihre ...he Treue und nationale Würde ...ssen ließen. Und wie mich, so ... ich auch Dich zu diesen Unbestech... im Lande.

...o darum gerade muß ich heute zu ...on etwas reden, das ich bisher in ...nge des eigenen Herzens gebannt. ... darfst Du nicht wie sonst leben...lder von mir erwarten; von Bel...age, Sonnenstraßen, vom Herz... tobender Maschinen, vom Sturm...nd stillen Wolken, vom Opfergang kraftstolzer deutscher Menschen — heute rück' ich kalte Ueberlegung in die Feder. Nüchterne Sätze findest Du, von denen einer den anderen gebiert unter Schmerzen. Denn sie sind in Scham geschrieben und mit Galle getränkt für den, der sie schreibt. Aber es tut not, so zu reden, um der Liebe und um der Gerechtigkeit willen.

Schon einmal, 1917, hat es in der Marine gegärt. Wirklichkeitsfremde Illusionen, im Reichstag mit Schärfe vertreten, verhinderten, daß der Herd wirklich ausgebrannt wurde, und schufen gewissenlosen Parteiführern ein Privileg zu neuer Hetze, wurden zur Wiege für den zweiten Versuch. Und der gelang.

Daß der Zersetzungsvorgang in der Marine hervorgerufen sei durch das Verhältnis zwischen Offizier und Mann, das ist ein Märchen. Die Wurzeln lagen nicht in Mißständen, sondern in einem bestimmten Wollen. Dies aber faß nur ruhig in den Satz, der auch letzten Endes den Grund zur Wühlerei im Heer abgegeben hat: „Deutschland muß sterben, damit w i r leben können!" „Wir", die Partei, die Idee, die sie verkörpert. „Uns könnte nichts Schlimmeres widerfahren als ein deutscher Sieg," so hat die Erkenntnis dieser Partei gelautet. Und nun drang von diesem Willen aus wie ins Heer so in die Marine die Verhetzung durch tausend Kanäle ein.

Und fand bei uns günstigen Nährboden. Warum bei uns? Weil wir gezwungen waren, auf engstem Raum zusammenzuleben, in nervenaufreibendem Tun, das nur ein einzigmal für alle — vorm Skagerrak — zur Tat ward. Sonst blieb's latent, weil wir ewig warten mußten, ohne wirken zu können. Dazu kam, daß durch die immer steigenden Anforderungen der Flottillen und U-Boote die besten Leute gerade von alter Mannschaft und vom Stamm der großen Schiffe weggeholt wurden. Diese besonderen Lebensverhältnisse der Marine gaben den Nährboden ab für jene Umtriebe des Verrats. Sie schwanden aber noch jedesmal im Augenblick der Tat.

Aber, wirst Du einwenden, als das Vaterland rief zur letzten Tat, da triumphierten Feigheit und Verrat. Feigheit? Nein. Die Triebfeder, die rote Flagge zu hissen, war nicht Feigheit, sondern ein Irrwahn, der Glaube an die Weltrevolution. Die deutsche Ideologie hat Napoleon das Konzept verdorben, ihr Bastard, leider Gottes, uns zugrunde gerichtet. Jetzt ist man ja wohl auch bei Euch daheim von dem Wahn erwacht, der hypnotisiert vom Heilandsglauben an Wilson, auf den ehrlichen Willen menschlich denkender Gegner zu einem Frieden gegenseitigen Verzichtes baute — gräßlich erwacht! Die Verführten der Marine sind erheblich schneller wieder zum Bewußtsein gekommen. Nicht weil sie sich fürchteten vor einer letzten Schlacht, haben sie revoltiert, sondern weil sie wähnten, man könnte Blut sparen und doch den gleichen Erfolg erzwingen, weil die rote Flagge an der deutschen Gaffel beim Feind unweigerlich dasselbe Symbol hervorlocken werde im Bekenntnis: alle Völker seien im Grunde ein Herz und eine Seele.

Daß dieser Wahn überhaupt so schnell und so vernarrt Tat werden konnte, hat trotzdem auch uns überrascht. Aber wiederum muß festgestellt werden, daß es nicht die Besatzung der Schiffe war, von denen die Meuterei ausging, sondern in erster Linie die Marineteile an Land, seit Mitte Oktober angefüllt mit dem Ergebnis des letzten Auskämmens aller Reklamierten und mit jüngster Mannschaft, die aus einem Wirtschaftsleben herkam, das bereits auf den Kopf gestellte Verhältnisse kannte, zogen sie der persönlichen Unterordnung und dem Beispiel der Väter und Brüder den Verrat am Ganzen vor. — Ich war damals an Bord von „König", dem einzigen Schiff, auf dem Blut floß. Wir lagen im Dock der K. W., als am Morgen des 5. November bei der üblichen Flaggenparade Teile der Mannschaft die rote Flagge gehißt haben wollten. Während sie dem energischen Auftreten der Offiziere wichen, die darauf selbst die Kriegsflagge hißten, brachten Werftarbeiter und Landmariner auf der Dockmauer ein Maschinengewehr in Stellung und schossen blindlings in die Gruppe der auf der Schanze um den Flaggenstock stehenden Offiziere hinein. Der erste Offizier Heinemann sank sofort tot zusammen. Der Kommandant neben ihm blutüberströmt durch schwere Verwundung. Die nächste Garbe warf der Flagge noch den jüngsten Leutnant, Zenker, blutend zu Füßen; er ist nicht wieder aufgekommen.

Wiederum aber: nicht eigene Mannschaft hat Hand an ihre Offiziere gelegt.

Wohl aber haben sich andererseits zahlreiche Schiffe, die seit Kriegsbeginn ständig am Feinde standen, in erster Linie die Torpedobootflottillen und die Tauchboote, bis zum Aeußersten gegen den Verrat gesträubt. Auch große Schiffe, wie der „Seydlitz", blieben frei vom Wahn und Verrat, oder flohen tagelang, wie „Schlesien", vor der roten Pest. Und wie schnell kam die Ernüchterung für die anderen! Schon mit dem 9. November! Und erst mit den Waffenstillstandsbedingungen! Aber da war es zu spät. Da hatte der Mob der Marine die Gewalt, die nun verbürgt wurde von den verblendeten Volksvertretern. Ich aber sah manches Gesicht schmerzverzerrt zucken und manchen schamrot weinen, der vor Skagerrak als Mann bestand, als uns am 10. November der letzte Funkspruch des Kaisers aus dem großen Hauptquartier bekanntgegeben wurde: „Ich weiß jetzt, was ich meiner Marine zu danken habe!"

Aber trotz dem allem, Du hast recht, und es bleibt dabei: Tat ist Tat und Fluch bleibt Fluch! Ob Verführer oder Verführte, einerlei, nichts wäscht die Marine rein von dem Fluch, daß sie im Augenblick höchster Gefahr gemeutert und ihr Vaterland verraten hat.

Und doch, mein Freund, will mir's dünken, als ob durch Fluch und Flut, aus Schlamm und Tiefe gegenwärtiger Erniedrigung sich leis und werbend Glockentöne ringen, die wie die Glocken Vinetas von versunkener Größe künden und klagen um erstorbenen Stolz. Vergiß, Du Freund der Gerechtigkeit und Liebe, nicht, daß jeder Ton dieser versunkenen Glocken Taten kündet, jeder Akkord Heldentum — vergangenes, von Bruderhand unfruchtbar gemachtes, besudeltes, ja — aber unauslöschliches.

Vergiß es nicht, daß Tausende leben, die rein äußerlich zu den verratgezeichneten „blauen Jungen" gehören, und die doch ihre Hände frei hielten von Missetat und ihre Herzen vom Irrwahn und ihre Seelen vom Fluch; Tausende, die heute leidend leben, deren einstige opferfrohe Tat der Verrat ihrer Brüder zur Tragik ihres ganzen Lebens geprägt hat.

Und die Klänge der Glocken Vinetas steigen aus Tiefen auf, wo zwischen Klippen und Sänden unzählige Särge gebettet liegen, stählerne Särge, die nicht, wie bei uns hier, über dem Wasser erstorbene Ehre, sondern die gefallene Helden bergen.

Unfern von unserer Bucht hier weiß ich einen von vielen, der sank, als noch der erste Lenz des Krieges ins Land ging, und begrub ihrer mehr als dreißig lebendig; ahnt wohl Dein Herz, wie sie gestorben sind, verendet — und unter ihnen der eine, der hier den kühnsten Angriff seines Lebens fuhr, dessen Geist uns neu erstand und Hunderte hinaushob über sich selbst in Opferkampf fürs Reich. Du kennst ihn, kennst die Trauer, mit der ich seines Scheidens dachte, denke, Du kennst Otto Weddigen.

Wenn ich Dich grüße, den Freund im Vaterland, das unter Feindesfaust sich windet, so fühle ich, mit wieviel Bitterkeit und Schmerz Ihr auf uns blickt, die Ihr mit schnellem Wort allsammen schuldig sprecht an Sturz und Fall von stolzer Höhe. Und darum bitt' ich Dich, daß Du nicht einzig denkst an Schuld. Halt's fest, Du Kamerad und Freund: daß Taten Taten bleiben!

Und denkt dann auch der Toten.

Und i h r e r Taten!

Denk der Tiefen, aus denen Vinetas Glocken klingen, und derer, die dort tranken — wer weiß wo? — schlafen im ewigen Friedhof der stählernen Särge. — — — —

Darunter hat eine fremde Hand geschrieben:

„Diesen Brief übergab mir Ihr Freund Hermann Felsen zur Beförderung an Sie schon Mitte Juni, als ich mit dem ersten Tausend der Internierten auf die Entlassung nach der Heimat wartete; sie verzögerte sich, weil ich selbst krank wurde. Und daß ich nun heute heimkehre, verdanke ich andererseits nur meinem Beruf als Arzt. Die anderen sind ja alle jetzt doppelt streng interniert. Aber glauben Sie nur, sie fühlen die Strenge nicht, denn die Herzen sind wieder jung, die Augen klar geworden und die Seelen frei.

Ihr Freund hat mich ermächtigt, seinen Brief an Sie zu lesen. Ich denke wie er, wir alle denken so. Und wenn Ihr Freund heute noch schreiben könnte, so würde er mit freudezitternder Hand Ihnen von den Stunden berichten, die, wie ich ihn kenne, für ihn, wie für uns alle inmitten der tiefsten Not eine Sturmflut von grimmiger Freude für uns gewesen sind.

Die Bedingungen des Mordfriedens hatten auch die noch vereinzelt schwierigen Nummern in Matrosenräten und Bordbesatzungen mit uns anderen in maßloser Verbitterung wieder zur tatbereiten Einheit zusammengekittet. Und schon als das Ultimatum mit der Unterzeichnungsfrist bekannt wurde, begegneten sich Führung und Mannschaft in dem einen unbeugsamen Willen: Unsere Schiffe kriegen sie nicht. Die Marine war einst mit der Anlaß gewesen, daß der Feind zum haßgeleiteten Glauben kam, unserem Volke könne er an Preisgabe seiner Ehre alles zumuten; „wir" also unbedingt mußten ihm zeigen, daß sein Haß uns den Willen zur Würde und Ehre um jeden Preis zurückgab. E i n Geist nun lebte in den Tagen in allen. So stark und lebendig, daß wir oft fürchteten, unser Herzschlag werde dem Feinde zum Verräter werden. Aber der eine Wille ward zum einen Geheimnis. Und neugeboren stand das Vertrauen zum Führer wieder unerschüttert da und unbedingt.

Der Admiral, der allein die Verbindung von Schiff zu Schiff herstellen konnte, brachte selbst den Befehl. Den einen. Nur der eine war möglich. Und diesen einen auszuführen war rein technisch ungeheuer schwer. Aber wie einst hieß es: Die Tat m u ß glücken, und soll den Fluch mildern, der auf uns liegt. Wenn sie ihn auch nie tilgen kann, befreien wird sie uns doch. Und viele daheim, die lechzen nach jedem Zeichen von Mannheit und Treue. Um der Würde und des Stolzes und der Ehre willen: Hinunter soll Schiff um Schiff auf den Grund der Bucht. Dort wuchtet dann ewig der Friedhof stählerner Särge.

Aber die Särge werden leer sein, die Ehre sinkt nicht mit ins Grab. Die soll neu atmen einer Zukunft entgegen, die sie brauchen wird, Ehre, Würde und Kraft. Die letzte Ehre soll rein bleiben.

Das war e i n Denken, eins in allen.

So kam der Tag der Sommersonnenwende. Der Waffenstillstand lief ab. Aber alle Vorbereitungen waren zu Ende. Und Herzen und Hände geladen mit hochgespannten Energien. Fieberhaft warteten wir auf den Kontakt, der sie auslösen sollte. Aus den Augen sprühten über dem trauerdunklen Bewußtsein der deutschen Sonnenwende der Stolz und der Wille, in letzter Tat deutsche Ehre und Flottenehre wieder zu einen.

Und Mittag wird es: Sonnenwende! — Aller Augen hängen am Flaggschiff. Und in jähem, grimmigen Jubelruf löst sich die Spannung zur Tat: Zur Gaffel klettert die Gefechtsflagge hoch. Im Nu auf allen Schiffen gleiche Farben: die alte ruhmbedeckte Flagge des Reichs.

Letzte Befehle. Härteste Arbeit im Innern. Auf mit den Bodenventilen! Und den Schott-Türen! Draußen die Boote gefiert! Bemannt! In herrlicher Ruhe und Ordnung alles. Dann schrille Bootsmannspfeifen: „Alle Mann aus dem Schiff!" — Die Tat ist getan. Den Rest vollendet die See. Schon liefen die unteren Räume voll. Leis beginnen die Kleinen Kreuzer mit den Masten zu pendeln, vom ungleich eindringenden Wasser hin und her gewiegt. Die großen folgen. Von allen Schiffen setzen die Boote ab. Auch wir. Im letzten vor mir am Steuer Ihr Freund. Hell leuchtet die Sonne über dem großen stählernen Sterben. Aber mit frostigem Schauer greifen nun doch Tat und Erleben aus dem Hirn ins Herz.

Kräftig pullt die Mannschaft aus. Wir halten zwischen den Schiffen auf das Land zu und sorgen, daß wir von den Strudeln der sinkenden Kiele freibleiben. — Schon sacken die ersten Zerstörer weg. Hier und dort in graue Wolken zersprengten Kesseln entsteigenden Dampfes gehüllt. Alle mit wehender Flagge.

In der Ferne qualmen die englischen Bewachungsschiffe heran. Will's Gott, kommt ihr zu spät! Auch die Schlachtkreuzer und Schlachtschiffe bekommen mählich Schlagseiten und sinken tiefer. Dort „von der Tann" mit dem Bug voraus, da „Moltke" über Heck. Ein Zittern steht im Wald der Masten. Wir müssen achthaben auf den Kurs. Noch schwimmen die Großen alle, aber sie schwaien und treiben zum Teil. Und beginnen zu schaukeln wie im Rausch. Ein Rausch des Sterbens faßt die ruhig rostende Flotte und führt sie Zoll um Zoll zur Tiefe. Ihre Todesstunde ist die Auferstehungsstunde unserer Ehre.

Ein Ruck geht durch das Boot. Triebhaft. Unbewußt. Denn ein weher Ruck ging drüben durch den Leib unseres Schiffes. So fühlen wir miteinander. Blut und Stahl. Der Stahl sinkt; das Blut braust. Wie es pendelt. „Hindenburg" in die alte Lage zurück, aber er liegt einige Fuß tiefer. In die Luken der Kasemattgeschütze leckt die See. Noch zwei-, dreimal, dann wird das Oberdeck unten schneiden und um die riesigen Rohre der Doppeltürme spielen dann die Wellen. Und . . . Nun verschwindet sein Bord hinter dem „Derflinger". Einzig unsere Flagge noch grüßt hell vom Mast . . . „Und wo die deutsche Flagge weht, da hat es keine Not . . ." Bitter ist das, bitter! Aber sie weht wieder. So mancher wendet sich weg. Herz, warum tobst du so wild!?

Das Land voraus wird deutlicher. Das Gros der Schlachtschiffe im Rücken wächst in eins zusammen. Und dieses eine geht nun auch mit wehenden Flaggen ins Grab. —

Und wir? Plötzlich stehen englische Zerstörer vor uns. Leichte Kreuzer dahinter. „Stopp!" kommt der Befehl. „Das könnte euch passen!" Hermann Felsen lacht trotzend auf und schüttelt Haupt und Faust gegen die heranpreschenden Boote. Mächtig werfen sich die Kuttergäste in die Riemen; breit spritzt der Gischt vom Steven seitwärts. Der Kutter macht Fahrt wie beim Wettrudern. Da blitzt's an Bord des nächsten Zerstörers. Feuert der Kerl? Wir können doch bloß an Land, und das ist englisch! Er feuert! Baralongtradition! Nah bei liegen die Einschläge. Wir halten unentwegt gradaus auf Land. Jeder sichert die wenigen Sachen, die er bei sich hat, denn nun heißt's gleich: schwimmen; das Boot als Ziel ist zu groß.

Für Augenblicke haben wir Schutz gegen das Feuer durch den „Seydlitz"; er liegt dem Land am nächsten. Kaum merklich erst, krängt der Kämpe nach Steuerbord. „Seydlitz". Der Stolz einst im Sturm! Nicht denken — nicht denken! Wir umrunden sein Heck. Da ist der Zerstörer auch schon auf der anderen Seite des Kreuzers und feuert von neuem wie wild. Zwei achtern im Boot schreien getroffen auf; bluten, aber sind nur leicht verletzt. Rings knallen Schüsse. Leere Boote schaukeln zwischen Schwimmern. Hermann Felsen am Steuer hält unbeirrt den Kurs. Um seine hartgeschlossenen Lippen gräbt sich ein verachtendes Lächeln beim neuen Feuerüberfall. Aus seinen Augen leuchtet es stolz: Die Flotte bekommt ihr nicht! Wir aber die Ehre wieder! Er allein von uns sieht seewärts gewandt vom Steuer, hinter uns Schiff um Schiff in die Tiefe gehen. Und nickt. Ernst und weh.

Plötzlich zuckt er im Feuer einer neuen Salve zusammen. Die Fäuste lassen das Steuer los und krampfen sich in die Brust. Er schlägt über Bord. Wir alle springen über Bord. Zu dritt ihm nach, der blutend versinkt. Die anderen streben in starken Stößen landwärts. Kaum tauchen wir aus den Wellen, da legt sich „Seydlitz" plötzlich schwer über und kentert. Wenige Meter vor uns klatschen Masten und Stänge ins Wasser. Mit äußerster Kraft nur kommen wir Schwimmer frei vom Tauwerk und der plötzlichen Welle. Noch einmal taucht Hermann Felsen neben mir auf, aber er entgleitet meinem Griff; nur seine Augen grüßen noch still und ruhig jenseits der zurückflutenden Welle. Dann hat ihn wohl die Kraft verlassen und der Strudel ihn mit in die Tiefe geführt mit noch so manchem Kameraden hinab zum Friedhof der stählernen Särge."

— Die Macht des Wunders ist nichts anderes als die Macht der Einbildungskraft

Zeebrügge — Ypern — Dixmuide.

Von Dr. Walter J. Briggs.

(Copyright 1919 by Walter J. Briggs.)

Vier Jahre lang haben wir sie immer und immer wieder gehört, diese Namen, die die Stätten bezeichneten, an denen sich das verzweifelte Ringen zweier Mächte um die Vorherrschaft auf kommerziellem Gebiete abgespielt hat. Vier Jahre haben wir auf den Karten die wechselnden Bewegungen der Heeresmassen verfolgt, die an diesen Punkten im schier unbeugsamen Widerstand einander ins Auge blickten, weil dort an der Straße nach den Kanalhäfen die militärische Entscheidung des Weltkrieges erfolgen mußte, die dann doch an einer andern Stelle durch das Eingreifen Amerikas herbeigeführt wurde. Wir haben gelesen, daß in Zeebrügge die Basis der deutschen Tauchboote war und daß die Engländer mit einem kühnen Handstreich den Ausgang des Kanals, von dem aus die furchtbaren Vernichter in die Meere vorstießen, versperrt hätten. Daß in Nieuport die Westfront begann, die sich von dort ununterbrochen bis zu den Alpen hinzog, daß die alte flandrische Stadt Ypern den anstürmenden Deutschen unerreichbar blieb. Daß alle diese Orte Jahre lang bombardiert wurden. Und wir haben mit der Gewöhnung an das Furchtbare das alles hingenommen nicht als ob wir es miterlebten, sondern wie man Geschichte liest, haben mit unserem, den Krieg als etwas Unabwendbares anzusehen erzogenem Geiste uns nur mit dem großen Endergebnis befaßt, das früher oder später kommen mußte. Wir haben auch vereinzelte Bilder zu sehen bekommen von zerstörten menschlichen Wohnstätten, von Schützengräben und Granaten-Einschlägen. Was will das alles heißen? Von dem, was in Wirklichkeit sich dort in Flandern abgespielt hat, kann sich auch die kühnste Phantasie keine Vorstellung machen, so lange man die furchtbare Vernichtung nicht mit eignen Augen gesehen hat.

Ich habe sie nun gesehen. Nicht mit einem Schwarm jener in Massenautomobilen jetzt schon täglich nach der Westfront beförderten, meist belgischen und englischen Touristen. Nein, auf einer Wanderung, in deren Verlauf ich meine eigenen einsamen Wege ging, um an die Fülle geläufiger gewordener Ortsnamen ein lebendiges Bild des Grauens zu setzen. Um mir ganz frei von allen Erwägungen politischen oder ökonomischen Denkens die Frage zu beantworten: Ist „Krieg" wirklich das letzte Wort? Steht, was der Sieger erreichen kann, auch nur im Entferntesten im Verhältnis zu dem, was er seinem eigenen Volke, was er der Menschheit auferlegt? Und um mit der Antwort zurückzukehren: Es gibt kein Ziel auf Erden, das das rechtfertigen kann, was sich da abgespielt hat. Nicht gegen die Mächte der Alliierten, nicht gegen ihre verbündeten Gegner erhebt diese grauenhafte Verwüstung die ewige Anklage. Nein, gegen den Krieg an und für sich, gegen dieses Mittel, mit dem die Völker, die es noch immer wagen, sich zivilisiert zu nennen, ihre Streitigkeiten austragen zu müssen glauben.

Denn nicht die Deutschen und ihre Verbündeten, nicht die Engländer oder die Franzosen oder die Belgier allein, sie alle zusammen haben ja diesen blühenden Landstrich mit seinen Denkmälern einer edeln Menschheitsentwicklung zum Schönen in das verwandelt, was er heute ist. Hunderte von Jahren haben Menschen an diesen Städten gebaut, haben mit kunstreichem Sinn Gotteshäuser errichtet, deren reichgezierte gotischen Hallen sich über fromme, zufriedene Leute wölbten und unter deren Steinfliesen die Würdigsten den ewigen Schlaf schlummern. Haben für ihren Handel und Verkehr jene für Flandern so bezeichnenden, vergoldeten reichen Häuser auferbaut, die weite, schön gehaltene Plätze umgaben und an die sich die kleinen freundlichen, blumengezierten Wohnhäuser in malerischer Unordnung schmiegen. Und in vier Jahren ist ein Sturm über diese Städte hinweggebraust und hat sie dem Erdboden gleichgemacht. Schlimmer noch. Hat sie zu furchtbaren Ruinen gemacht, die nun im grausigen Gezack zum Himmel starren — vernichtet — tot. Tot, wie diese Städte und Dörfer sind auch die Bäume der Wälder und der Landstraßen, die von Kugeln zerfetzt, ihrer Rinde beraubt und von den giftigen Gasen des modernen Krieges erstickt, ihre kahlen Aeste erstarrt emporstrecken in die laue Luft des Spätsommers. Tot — wie die Hunderttausende, die unter den Holzkreuzen ruhen, die, wohin das Auge blickt, die Stätten bezeichnen, an denen die einstigen Feinde nun friedlich nebeneinander den ewigen Schlaf schlummern.

Sie können nicht mehr ihre Stimmen gegen den Krieg erheben, der sie in ihrer blühenden Jugend aus dem Leben der Hoffnung herausgerissen hat. So wie es diejenigen tun, die noch heute, Monate nachdem der Krieg beendet ist, dort ausharren müssen. Die deutschen Gefangenen mit den sie bewachenden Engländern, Franzosen und Belgiern, und die Totengräber, die noch Tag für Tag neue Gräber aufwerfen müssen, um die in ununterbrochener Reihe von den Abhängen des Kemmelberges und von andern blutgetränkten Stätten herbeigebrachten Ueberreste derer, die vor mehr als einem Jahre dorten niedergemäht wurden, zu bestatten. Ich habe in meinem Leben manchen erschütternden Eindruck empfangen. Selten aber war ich tiefer ergriffen, als an jenem Sonntag-Abend, an dem ich bei Poperinghe auf dem Friedhof stand, auf dem neben vielen Engländern und einigen Deutschen gegen fünfzig junge Amerikaner begraben sind und in dem ich beim Schimmer der Sterne ein offenes Massengrab gesehen habe, in das noch am gleichen Tage die in graue Leinwand gehüllten Gerippe von Vielen gebettet worden waren, die die Verlustlisten nur als „Vermißte" aufführen konnten. Als der Krieg noch eine Art ritterlichen Duells zwischen zwei Berufsheeren war, nahm und gab man sich wenigstens Zeit, die Gefallenen zu begraben. In dem Massenmord der Maschinengewehre und Tanks von heute hat man zu diesem armseligsten Tribut für die Opfer weder Zeit noch genügend Totengräber gehabt.

Schon wenn man aus Holland nach dem nahen Antwerpen kommt, begegnet man den ersten Spuren des Krieges. Viele Einschläge in den Festungswerken der reichen Scheldestadt, die schon so viele als deutschen Hafen zu sehen glaubten und um deren ungehinderte Verbindung zum Meer nun zwischen Belgien und den Niederlanden ein Streit ausgebrochen ist, an dessen friedlicher Beilegung allerdings erfreulicherweise nicht zu zweifeln ist. In der Stadt ist noch massenhaft Militär, hauptsächlich die Belgier mit ihren Feldmützen, an denen verschiedene bunte Quasten die Regimenter zeigen. In ihren Uniformen sieht man vielfach den Versuch, aus dem eintönigen Khaki in das Bunte der Friedens-Soldaten zurückzufallen. Die Polizei ist noch desorganisiert. Bürger mit schwarz-gelb-roten Armbinden und einige Uniformierte, die wie englische Konstabler aussehen, besorgen den Dienst. Die Stadt hat wenig gelitten. Nur ganz nahe der herrlichen Kathedrale, die so viele kostbare Gemälde birgt, ist in der dicht gedrängten Masse der kleinen Häuser eine besonders auffallende, jetzt von Trümmern gereinigte Lücke. Dort, auf dem Schuhmarkt, haben die wenigen Granaten verwüstend eingeschlagen, die die Stadt zur Uebergabe zwangen. Schlimmer sieht es schon um Mecheln, den alten Bischofssitz, aus. Dort beginnen bereits die Spuren der Vernichtung des einst so engmaschigen belgischen Eisenbahnnetzes. An den Glasdächern der Bahnhöfe ist keine Scheibe ganz. Und längs der Strecke zeigen Meile um Meile verbogener, verrosteter Schienen, zeigen gesprengte Brücken und Durchlässe die Bemühungen der beiderseitigen Heere, den Gegnern durch die Vernichtung der Eisenbahn das Vorwärtskommen zu erschweren.

Gänzlich unberührt in seiner Schönheit steht Brüssel. Keine der Kirchen hat gelitten. Der breite, massig gegliederte Justizpalast ist unberührt geblieben, das weitausladend im Barockstil erbaute Schloß des Königs, dem der Krieg größere Beliebtheit zu schaffen wußte, als sie der kluge Kaufmann auf dem Throne, Leopold, vor ihm je erreichen konnte, steht unverletzt in dem tiefschattigen Garten. Das Leben wogt auf den modernen Boulevards und um die unvergleichlichen mittelalterlichen Prachtbauten des großen Platzes, an denen die Episode der mehrjährigen deutschen Besetzung nicht mehr Eindruck hinterlassen hat, als so viele andere Ereignisse in der reich bewegten Geschichte von Flandern und Brabant. Und ebenso wenig hat Brügge gelitten. Brügge, das Rodenbach als „Bruges la morte" besungen hat und das sie jetzt bei der beginnenden Pilgerfahrt der Menschen nach Belgien als „La ville musee" bezeichnen. Wenn man die Zerstörung der Bahnen ringsum sieht, zittert man vor dem, was die Annäherung an diese, den Fliegerangriffen auf ihren Hafen jahrelang ausgesetzte Stadt bringen wird. Und man schaudert, wenn man dann vom Quai Rosaire das Bild der malerisch schlummernden Schönheit der zwischen Trauerweiden aufblühenden alten Bauten sieht, wenn man daran denkt, daß so viel unersetzliche Schönheit der Vernichtung so nahe war. Ein gütiges Geschick, vielleicht auch eine letzte heilige Scheu vor der Zerstörung des Allerschönsten hat Brügge wie Venedig vor dem Geschick von Ypern bewahrt.

Dann aber geht es mitten in das volle kriegerische Bild hinein. Wo einst um Blankenberghe die deutschen Spießbürger, denen Ostende zu vornehm und zu teuer war, in den Dünen spazieren gingen, da sieht man jetzt auf meilenlanger Küstenstrecke die zerstörten deutschen Riesengeschütze, mit denen die britische Flotte von der Küste Belgiens ferngehalten werden sollte. Bis zu der gewaltigen Mole, die deutsche Ingenieure zum Schutz der Einfahrt des Kanals von Zeebrügge für die belgische Regierung vor dem Kriege erbaut hatten und die dann den Unterseebooten Jahre lang Schutz gewährte. Eine riesige Bresche in der cyklopischen Mauer gibt Kunde von dem Handstreich der Engländer, die den Seewall zwar nicht nehmen konnten, aber doch in der Verwirrung des Angriffes mehrere ihrer Torpedoboote und zwei alte Dampfer den U-Booten in den Weg warfen. Noch jetzt ragen Teile der versenkten Schiffe aus den Fluten, so wie einst die „Maine" im Hafen von Havana. Und an der Mole innen liegt ein gänzlich verrosteter, von einem U-Boot versenkt gewesener englischer Dampfer, den sie jetzt aus dem Schlamm erfolgreich gehoben und wieder flott gemacht haben.

Weiter geht die Fahrt nach Ostende. Auch dort ist der Krieg noch halbwegs gnädig gewesen. Nur wie überall die glaslosen Bahnhöfe und einige Häuser, die meist von Fliegerbomben zerstört sind. Ihr schönes Seebad, wo man so viel flotter leben kann als in Eastbourne oder Brighton, haben die Engländer und natürlich auch die Belgier eben tunlichst geschont. Von dort aber, nach der Mündung der Yser hin, beginnt das Grauen. In Trümmern liegen die Villen und Hotels von Westende und Middelkerke, bis dann in Nieuport eine Stätte schauerlicher Ruinen den Anfang der eigentlichen Front bezeichnet. Kein einziges Haus ist dort dem jahrelangen Hagel der noch haufenweise herumliegenden Geschosse entgangen. In dem wüsten Gewirr von zertrümmerten Bausteinen, zwischen denen die schönen Fliesen und buntglasierten Ziegel schimmern, haben sich die Verteidiger eingewühlt, haben Maschinengewehre und Kanonen dem Vormarsch auf Dünkirchen Halt geboten. Besser allerdings das Wasser, das die landmörderisch zerstörten Schleusen der Yser sich über viele Quadratmeilen haben ergießen lassen, die nun verschlammt, von unzähligen Einschlägen zerrissen, eine Wüste geworden sind, in der erst Jahrzehnte lange Arbeit das einstige blühende Leben wieder erwecken kann.

Jenseits von Nieuport ist unzerstörtes Gebiet. Die Straße nach Dünkirchen, die über Furnes führt, ist nicht erreicht worden und man sieht wieder behagliche Dörfer und die Bäume im grünen Schmuck, dessen ihre Brüder im Kampfgebiet für immer beraubt sind. Nur weniger Vieh auf den fetten Weiden, als im benachbarten Holland. Die Fahrt nach Poperinghe auf einer kleinen Lokalbahn geht durch Gebiete, die hinter der Alliierten-Front lagen. Immer wieder kreuzen kleine schmalspurige Feldbahnen — sie tragen fast alle den Stempel ihrer deutschen Schöpfer Orenstein & Koppel — den Weg. Auf ihnen wurde das Material zur Front geführt. Bei Poperinghe aber wird das Bild lebendig kriegerisch. Der flandrische Ort selbst zeigt Spuren der Fernwirkung der deutschen Kanonen. Auf dem Platz aber und in den Gassen herrscht noch heute volles kriegerisches Leben. Dort rasseln ununterbrochen die großen „Trucks", allgemein „Lorries" bezeichnet, mit ihrer Last von gemütlich lustigen englischen Tommies. Highlanders in den kurzen Röcken, braune Hindus mit hohen Turbans, meist zu untergeordneten Diensten verwendet, gelbe Kulis. Die englischen Soldaten haben an diesen Bundesgenossen wenig Freude. China hat seinen Auswurf gesendet und Raub und Diebstahl kennzeichnet den Weg der Hilfstruppen aus dem fernsten Osten.

In einem englischen Lager verbringe ich die Nacht. Daneben das Gewirr von Stacheldrähten, mit denen die verlassenen Hütten eines deutschen Gefangenen-Lagers umschlossen sind. Am Morgen begegne ich auf der Fußwanderung nach Ypern den ersten deutschen Gefangenen. Sie sehen gut gepflegt aus, frisch rasiert. Aber auf den alten geflickten feldgrauen Uniformen sind große blaue und rote Tuchstücke aufgenäht, um sie schon von weiten als Gefangene erkennen zu lassen. Sie singen „In der Heimat, in der Heimat". Morgen schon soll es endlich nach Hause gehen. Auf der benachbarten Feldbahn zwei Züge mit Gefangenen, die heimkehren. Stolz flattert von den Wagen die neue Fahne der deutschen Republik in schwarz-rot-gold. Es ist ihnen gestattet, sie zu führen. Ist es so das Einzige, was sie aus diesem jahrelangen Ringen für ihr Vaterland erreicht haben. Später habe ich Gelegenheit, mit einigen der Gefangenen zu sprechen. Sie erzählen, daß sie in England schlecht verpflegt worden sind, aber hier an der Linie von den Engländern besonders gut behandelt werden. Ein junger Mann erzählte mir, daß der letzte Sturm auf Ypern verraten wurde und die anmarschierenden deutschen Truppen in Gefangenschaft gerieten. Sonderlich gekränkt haben sie sich darüber nicht.

Zwischen Poperinghe und Vlamertinghe auf der schönen Landstraße nach Ypern kein ganzes Haus. Außer den hölzernen Hütten, die Vlamertinghe aussehen lassen, wie eine neu entstehende Stadt im amerikanischen Westen. Und dort wieder der Soldatenfriedhof, den ich am Abend vorher gesehen. Große weiße Kreuze hat die amerikanische Regierung den ersten an der Ypernfront Gefallenen errichtet. England gibt den Seinen nur ein kleines Kreuz, wenn nicht die Freundschaft der Kameraden etwas besseres errichtet. Frankreichs Söhne haben auf ihren Kreuzen eine große blau-weiß-rote Kokarde. Alle Gräber, auch die der Deutschen, sind mit Blumen bedeckt, wohl gepflegt.

Ypern. Die furchtbarste Wunde, die der Krieg diesem Lande geschlagen. Deren Schmerz die ganze zivilisierte Welt mitempfinden muß. Eine herrliche gotische Kathedrale in Trümmern. Nur wenige Bogen haben den von allen Seiten vier Jahre lang niederhagelnden Geschossen Stand gehalten. Davor die Ruine der einst so stolzen Tuchhalle. Grauen und Verwüstung, wohin man blickt. Eine Tafel kündet: „Kein Stein darf hier entfernt werden. Dies ist heiliger Boden. Ein Denkmal für die zivilisierte Nachwelt!" Und keiner, der fühlend dort steht, der das Opfer sieht, welches gebracht wurde, um den Ansturm der Feinde aufzuhalten, kann etwas anderes denken, als: „Das darf nie wieder geschehen. Nie wieder darf die Menschheit in diesen sinnlosen Taumel der Zerstörung verfallen." Drohend blickt der Kemmelberg auf die zerstörte Stadt und die weite flandrische Ebene nieder. Dort liegen heute noch Tausende unbeerdigt von dem letzten Ansturm der Deutschen, der sie näher an Ypern und an die Kanalhäfen brachte, als je zuvor. Das war im Frühsommer 1918 die gefahrvollste Stunde des Krieges für England, in der es mit dem Rücken an der Wand stand. Heute fahren Touristenbeladen die Omnibusse von Ypern dort hinauf.

Der Weg geht zurück längs der deutschen Front nach Dixmuide. Wieder die grauenhafte Verwüstung. Keine Kirche ist erhalten, kein Haus. Und zwischen den toten Bäumen die wirkliche Frontlinie, die Stacheldrahthindernisse, die Schützengräben, die „Pillboxes" der Maschinengewehre, die Unterstände und die Granattrichter, die den Boden zerwühlt haben. Hier bekommt man ein Bild des Lebens, das die Heere in diesen langen, öden Jahren geführt haben, im feuchtsumpfigen Terrain unter beständigem Donner der Geschütze. In der heiligen Stille des Abends stellt man sich vor, was es in all diesen Jahren des ewigen Höllenlärms gewesen sein muß, der erst am 11. November 1918 verstummte.